

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 253 (1974)

Artikel: Aussterbende Berufe
Autor: Zeller, Willi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-376103>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

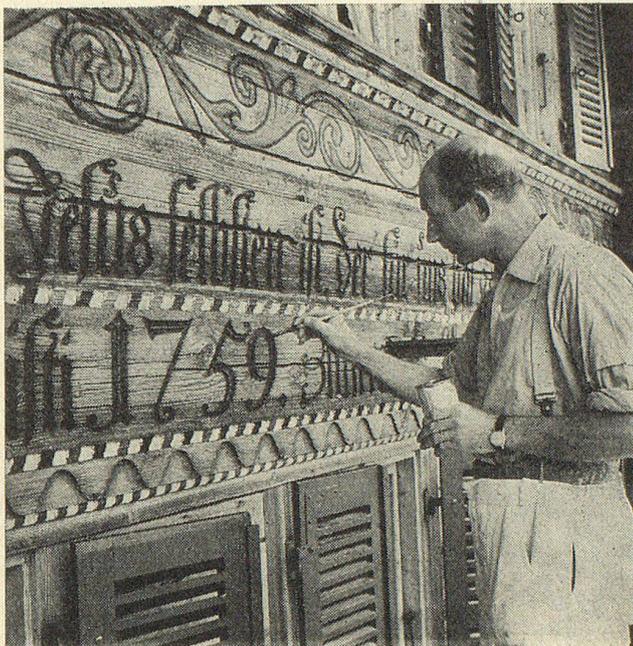
Aussterbende Berufe

Von Willi Zeller

Der Bauernhausmaler

Wer sich mit der wissenschaftlichen Bauernhausforschung befaßt, dem kann es nicht entgehen, daß es damit im Schweizerland pressiert: Aus Rationalisierungs- und Rentabilitätsgründen erobert sich die standardisierte «Kleinfarm» auch das Gebiet der Eidgenossenschaft — und damit ist es Schluß mit jener Beschaulichkeit, die uns zum Beispiel aus den Bildern Albert Ankers (1831—1910) entgegenschaut. Kaum reicht's dem Neuhof noch zu einem knappen Spruch — des Bauernmalers Zeiten aber sind vorüber, es wäre denn, er hätte sein Arbeitsfeld in jenen Talschaften, wo man noch zäh am alten Brauch festhält: im Simmental und alten «Frutigland», zu Bönigen am Brienersee oder im Haslital, wo auch der verwöhnte Städter hin und wieder staunend vor den reich geschnitzten und bemalten bäuerlichen Fronten stillesteht, die so gar nicht zur «Not der Bergbauern» passen wollen.

Die eigenartigen Besitzverhältnisse der «Bäuerchen», mundartlich der «Püürt», sind die eigentliche Ursache der Schmuckfreudigkeit in diesen Gemeinden und weitverstreuten Einzelhöfen. Von alters her waren sowohl die Alpen wie die ertragreichen Wälder Gemeinbesitz der Genossenschaftler; mit dem Hauseigentum war brauchgemäß der unentgeltliche Anteil an Wald und Weide verbunden — das Holz «für Dach, Fach und G'mach» war und ist bis heute frei geblieben. Aber auch der freundschaftliche Beistand innerhalb der «Püürt» war selbstverständlich. Wenn ein Jungbauer ans «Wybe» dachte, so stifteten die Verwandten und Freunde etwa eine sorgsam geschnitzte Haustüre oder ein schönes Laubengeländer, vielleicht gar einige Schiffscheiben für die Stubenfenster, und in der ohnehin schmuckfreudigen Zeit des Barocks, im 17. und 18. Jahrhundert, entstanden jene prächtigen Fassaden, auf denen außer einem herzhaften Bibel- oder Volksspruch der Name des Besitzers und seiner Eheliebsten, des Zimmermeisters und «Wandknechtes» (Gehilfen), daneben die Jahreszahl, schwungvolle farbige Dekorationen und der Berner Bär oder der Frutiger Adler, hin und wieder gar Szenen aus dem Bibelbuch — mit Vorliebe die Geschichte von dem Riesen Goliath und dem Hirtenknaben David — prangen.

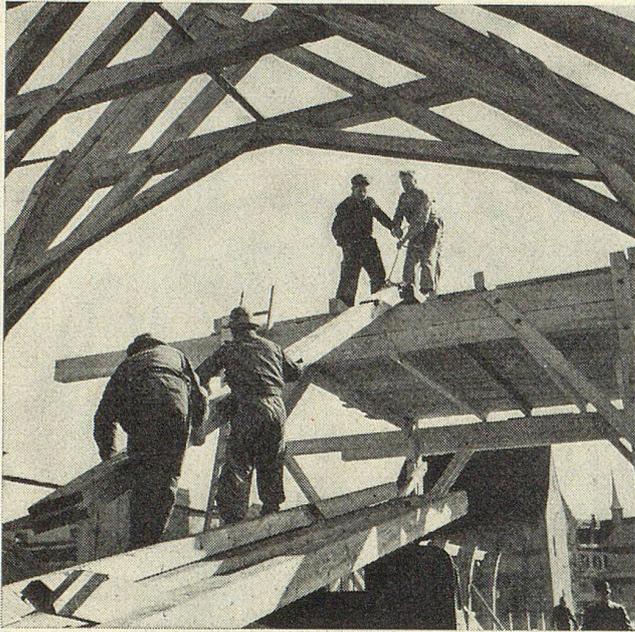


Bauernmaler in Frutigen BE

Mit dem Zusammenbruch der Alten Eidgenossenschaft Anno 1798 brach auch die Bauernhausmalerei zusammen; es blieb unserer heimatsschutzfreudigen Zeit vorbehalten, die alten Formen wieder aufzufrischen und neue zu gestalten. Die «Stelle für ländliche Kulturpflege des Kantons Bern» sorgt für die Schulung eigentlicher Bauernhausmaler. Seit 1950 ist im Bernbiet und namentlich im Berner Oberland eine wahre «Wiedergeburt» im Gang, die zu erfreulichen Ergebnissen führte. Es ist manchmal freilich schwierig, die ursprünglichen Formen und Farben verwaschener Fassaden aus vergangenen Jahrhunderten festzustellen; doch waren wir schon mehrfach Zeuge, wie sich dies zuverlässig bewerkstelligen läßt: In dunkler Nacht leuchtet der Bauernmaler die Hausfront im schief auffallenden Schein der Taschenlampe ab; die ehemals bemalten Teile sind im Holz etwas erhöht und können mit Kreidestrichen nachgezogen werden. Endlich geben Farbspuren unter dem Dach, wo sie vor Regen und Sonnenglanz verborgen blieben, Winke für die ursprünglichen Farbtöne, so daß nichts einfach «freie Erfindung» ist, sondern original. Der stolze Ausspruch ist bezeichnend: «Wir wollen Charakterhäuser — kein Serienfabrikat!»

Holzbrückenbauer

«Es ist viel zuwenig bekannt, daß es Schweizer waren, welche im Holzbrückenbau die Tragkon-



Holzbrückenbau im alten Stil (Bremgarten)

struktions zur höchsten Vollendung brachten, und zwar so, daß ihnen auf der ganzen Welt nichts Ebenbürtiges entgegengestellt werden könnte. Dies war im 18. Jahrhundert, zur Zeit Hans Ulrich Grubenmanns, also kurz vor Beginn des Eisenbrückenbaues.» So hat vor Jahren der bekannte Ingenieur Dr. J. Killer in Baden festgestellt. Es ist ja in der Tat erstaunlich, wie lange einige dieser Übergänge ihren Dienst versahen. Anno 1225 wurde die älteste von ihnen, die Rheinbrücke zu Basel, geweiht, die im Jahre 1903 abgebrochen wurde. Noch steht die malerische Kapellbrücke zu Luzern im ziehenden Wasser der Reuss; sie wurde um 1333 erstellt und vor einigen Jahren gründlich überholt — aus dem schönen Bild der «Leuchtenstadt» wäre dieses Meisterwerk der Holzbaukunst nicht wegzuden-

ken. An der kunstvoll gebogenen Aarebrücke unterhalb Bremgartens bei Bern, der sogenannten «Neubrugg», ist immer noch die Jahrzahl 1535 lesbar, und an der Saanebrücke bei Gümmenen, welche mit Rücksicht auf den ständig wachsenden Verkehr durch eine Eisenbetonkonstruktion entlastet wurde, aber stehenblieb, steht das Datum 1570 — uns ein Beweis, wie widerstandsfähig diese Werke sind, wiewohl sie «bloß aus Holz», freilich aus mächtigen Eichenbohlen, bestehen.

Nun wäre allerdings zuzugeben, daß auch in früheren Jahren der Beruf des Holzbrückenbauers sich meist mit dem des Zimmermanns verband. Und gleichwohl ist erstaunlich, daß jene Handwerksmeister zu einer Zeit, wo man noch wenig von wissenschaftlicher Statik wußte, aus gründlicher Erfahrung, vielleicht auch durch ein angeborenes Fingerspitzengefühl Holzkonstruktionen schufen, die über Jahrhunderte hinweg ihren Dienst versahen. Der Weg von einfachen Stegen und Balkenbrücken zu komplizierten «Hängesprengwerk-Brücken» ist allerdings weit; dies schließt nicht aus, daß Meister ihres Faches Holzbauten schufen, die uns noch heute staunen lassen. Ältere Leser erinnern sich vielleicht noch des harten Kampfes um die Erhaltung der gedeckten Emmenbrücke von Hasle-Rüegsau, die aus Verkehrsgründen abgebrochen werden sollte, obgleich sie ein Unikum war: Mit ihren 58 Meter hatte sie die größte freie Spannweite aller europäischen Holzbrücken. Mit hohen Beiträgen des Schweizer Heimatschutzes und seiner Getreuen wurde sie dann zwar auseinandergenommen, aber ein Stück weit flußabwärts wiederaufgebaut. Und auch der Kampf der Stadtgemeinde Bremgarten um ihre Reußbrücke ist unvergessen: Da sie den Großverkehr Zürich-Bern nicht mehr bewältigen konnte, aber unbedingt ins reizvolle Stadtbild gehörte, wurde sie zwar entfernt, aber mit verbreiterter Fahrbahn in genau denselben Proportionen wieder errichtet.

Und doch ist des Holzbrückenbauers Zeit um: Vor allem ihre Tragkraft genügt den modernen Anforderungen nicht; man denke nur zum Beispiel an die neuzeitlichen «Schwerlaster» oder Tanks, die oft gar in der Brückenbahn kreuzen. Und da als Schutz gegen Regen und Schnee die Holzbrücken früher alle gedeckt waren, ist den heutigen Fahrzeugen mit ihrer Last auch eine maximale Höhe vorgeschrieben. Doch ist bestimmt keiner unter unsern wanderfrohen Lesern, dem es nicht warm ums Herz würde, wenn er vor sich so einen prächtigen Zeugen des alten Zimmermannsgewerbes sieht.



NEYDHARTINGER

Moorbad
gegen Frauenleiden
Rheuma Unfallfolgen

Kurkannen Fr. 32.—/57.—
(kein Verstopfen oder
Angreifen der Wanne)

Beratung und Versand

Kloster-Drogerie

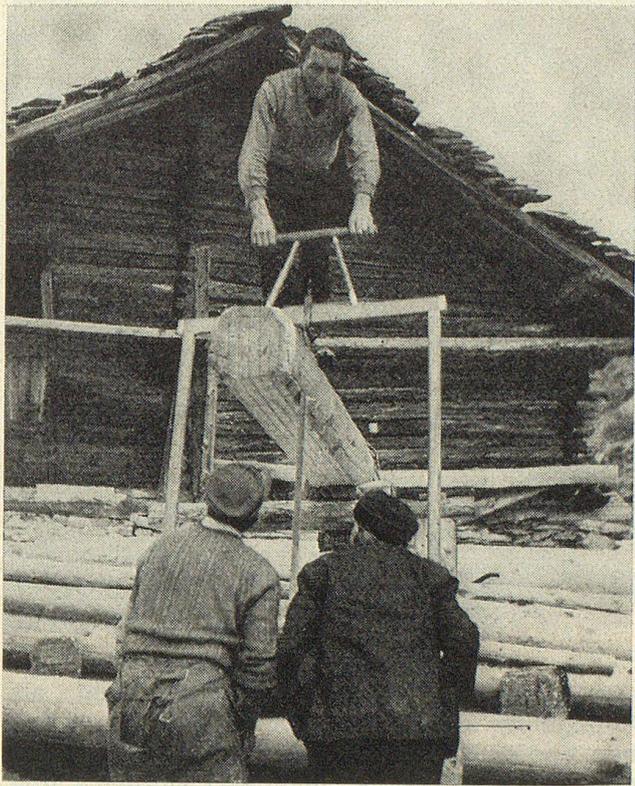
Gallusplatz [P] St. Gallen
O. Hugentobler, Tel. 23 33 48

An der Gattersäge

Da ging vor einigen Jahren bei der Geschäftsstelle des bekannten Sozialwerks «Schweizer Berghilfe» in Zürich ein Beitragsgesuch für die Anschaffung einer Gattersäge ein. Der Absender war ein Bergbauer auf einem abgelegenen Urnerhöfli, von dem noch heute kein Fahrweg, geschweige denn eine Straße über die abschüssigen Flanken ins Reußtal hinunterführt. So war es denn wenn nicht ausgeschlossen so doch überaus mühsam und zeitraubend, das Stammholz für den Bau des dringend notwendigen neuen Stalls vom Heimwald zum Schnitt in die Dorfsäge hinab und wieder bergan zu befördern — eine Gattersäge hätte helfen können, die benötigten Bretter selbst zu schneiden. Wir sind dem altväterischen Instrument nur noch an wenigen Stellen der Alpen begegnet.

«Dreimannsäge» heißt die Vorrichtung anderwärts mit dem deutlichen Hinweis auf ihren Betrieb. Zwar können Balken und Bretter auch von zwei Partnern geschnitten werden; doch ist die Arbeit auf diese Weise mit beträchtlich mehr Mühe verbunden. Stets aber vollzieht sich die Tätigkeit von unten nach oben, wobei die Hauptarbeit den untenstehenden Werkleuten zukommt, während der auf dem Stamm stehende Kamerad vor allem für die richtige Sägeführung verantwortlich ist.

Die wohl schon seit Jahrhunderten gebräuchliche Gattersäge, die man in unsern Nachbarländern auch unter der Bezeichnung «Schrot- oder Brett-säge» kennt, ist da und dort mit einem eigentlichen Gerüst verbunden, auf welchem der Obermann während der ganzen Arbeit steht. Es geht jedoch auch einfacher und gleichwohl zweckmäßig: Der Stamm, aus dem man Bretter schneiden will, wird über einem andern oder einem ganzen Lager quergelegt und durch straffgespannte Ketten mit seiner Unterlage so verbunden, daß er sich einerseits nicht bewegen kann und andererseits auf einen beträchtlichen Teil seiner Länge die ungehemmte Sägearbeit erlaubt. Es ist begreiflich, daß ein solcher Handbetrieb keine so untadeligen Bretter entstehen läßt wie eine maschinelle Säge; aber wir waren gleichwohl immer wieder überrascht, welch gleichmäßige und verhältnismäßig rasche Arbeit von erfahrenen Leuten an der Dreimannsäge geleistet wurde. Wer aber über diese altmodische Prozedur lächeln wollte, der möge sich gesagt sein lassen, daß — wie's der Name schon beweist — die neuzeitlichen Sägemaschinen sich dasselbe Prinzip zu eigen machten: Der Fachmann weiß von der «Vertikalvollgattersäge» und von der «Horizon-

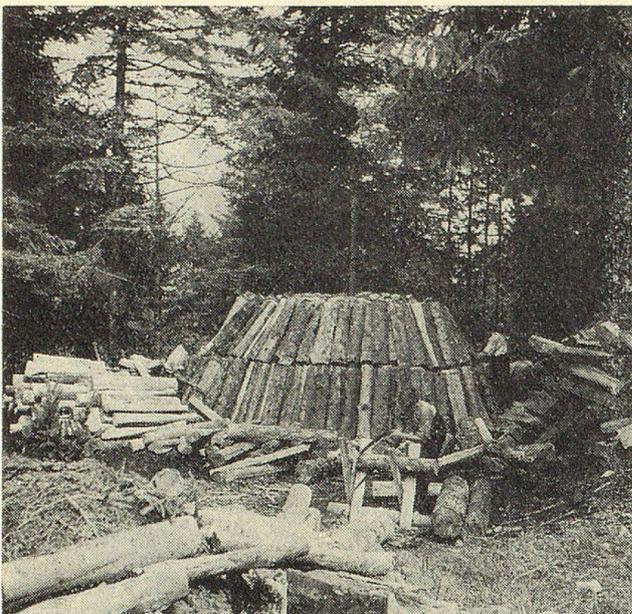


An der Gatter- oder Dreimannsäge
(Calanca-Tal GR)

talgattersäge» im Großbetrieb, und wenn im Lauf der Jahre selbstverständlich auch auf diesem Sektor des Gewerbes fortlaufend Neuerungen eingeführt wurden, so blieb der Grundsatz doch derselbe. Der Bauernhausforscher aber weiß außerdem, welch großen Erfolg allein schon die Erfindung der Säge bedeutete: Noch haben sich da und dort uralte Wohnbauten, Ställe oder Scheunen erhalten, deren mächtiges Gebälk eindeutig erkennen läßt, daß es in fast endlos-mühseliger Arbeit mit der Breitaxt aus dem Stamm gehauen wurde. Wir Neuzeitmenschen, die wir das Massenfabrikat, das am laufenden Band entstanden ist, ganz selbstverständlich nehmen, ahnen kaum mehr etwas von den Existenzschwierigkeiten unserer Bergbauern in weltverlorenen Weilern und Höfen.

Köhler und ihre Meiler

Zu Urgroßvaters Zeiten wurde die Holzkohle zu allen möglichen, uns heute fremd gewordenen Zwecken gebraucht: zur Herstellung des Schießpulvers wie zum «Entfuseln» des Branntweins, zum Filtrieren unreinen Wassers wie zur Kon-



Kohlenmeiler im Napfbergländ

servierung fäulnisgefährdeter Substanzen, als Zahnpulver und als Metallputzmittel. Längst haben findige Chemiker bessere und billigere, vor allem aber wirksame Hilfsmittel gefunden und damit die Köhlerei beinahe zum Verschwinden gebracht. Welche moderne Hausfrau glättet ihre Wäsche noch mit dem Holzkohlenbügeleisen, das man immer wieder hin und her schwingen mußte, um die glühenden Stücklein vor dem Erlöschen zu schützen? Wo werkt noch ein Hufschmied, welcher Holzkohle verwendet, um die Rauch- und Flammenbildung in der Esse zu verhindern? Es war einmal...

Daß dieses Gewerbe einst weit verbreitet war, läßt sich nicht nur aus dem Geschlechtsnamen Köhler, sondern auch aus Ortsbezeichnungen schließen: «Kohlgraben», «Kohlwald», «Kohlplatz» hat nichts mit dem «Kabis» zu tun, sondern mit dem vorzeiten hier erbauten Kohlenmeiler, der namentlich dort entstand, wo die schlechten Wegverhältnisse eine Wegfuhr des Holzes unmöglich oder doch schwierig machten. So wählte man denn einen halbwegs ebenen Grund, steckte ihn kreisförmig aus und schichtete das Holz zu halbkugeligen Meilern, und zwar so, daß man die Scheiter gegen einen oder auch drei im gleichseitigen Dreieck eingerammte Pfähle stellte, die «Quandel» hießen. Der Meiler, der in seiner fertigen Form an einen riesigen Maulwurfshaufen erinnerte, konnte fast zwei Mann hoch werden; alles kam darauf an, daß er sorgfältig geschichtet wurde, damit er während

des Brandes nicht nach einer Seite zusammenfiel und die Verkohlung mangelhaft erfolgte. Deshalb wurden ringsum keilförmig zubehauene «Spalten» untergeschoben, welche die Scheiter gegen den Meilerkern drückten. War das Holz fertig geschichtet, so wurde der ganze Meiler behutsam mit Erde und Rasenziegeln abgedeckt, doch so, daß in regelmäßigen Zwischenräumen Luftkanäle ausgespart blieben. Entscheidend war beim Aufbau, daß die Scheiter nicht verbrannten, sondern stets auf der sogenannten «Verkohlungstemperatur» gehalten wurden. Sie wurde freilich nicht mit dem Thermometer gemessen; dem Kenner verriet vielmehr der aufsteigende Rauch durch seine Farbe, ob alles in Ordnung ging. War die Verkohlung zu Ende, so ließ man den Meiler langsam abkühlen und baute ihn ab: Stumpfschwarze Holzkohle in allen Größen war der kostbare Ertrag.

Ein alter Köhler hat uns einst gesagt: «Wir müssen vor allem windempfindlich sein, was nicht bedeutet, daß wir uns leicht den Schnupfen holen. Im Gegenteil: Wir hausen in einer luftdurchlässigen Hütte oder besser noch unter einem Dach aus Tannenästen, damit wir sofort erwachen, wenn der Wind umschlägt oder stärker bläst als erwünscht; sonst könnte es passieren, daß der ganze Meiler in Flammen aufginge statt verkohlte — damit wäre die Arbeit vieler Wochen umsonst.» Man würde sich täuschen in der Meinung, zweitrangiges oder gar Abfallholz wäre für die Köhlerei gerade gut genug. Das Gegenteil trifft zu: Ausschließlich bestes Stammholz wird verwendet, wobei wenn möglich Tannen vorgezogen werden, weil sie mit etwa 35 Prozent ihres Volumens den höchsten Ertrag an Holzkohle liefern. Und auf die Rendite kommt es sogar bei diesem verschwindenden Gewerbe an.

Der Intarsienschreiner

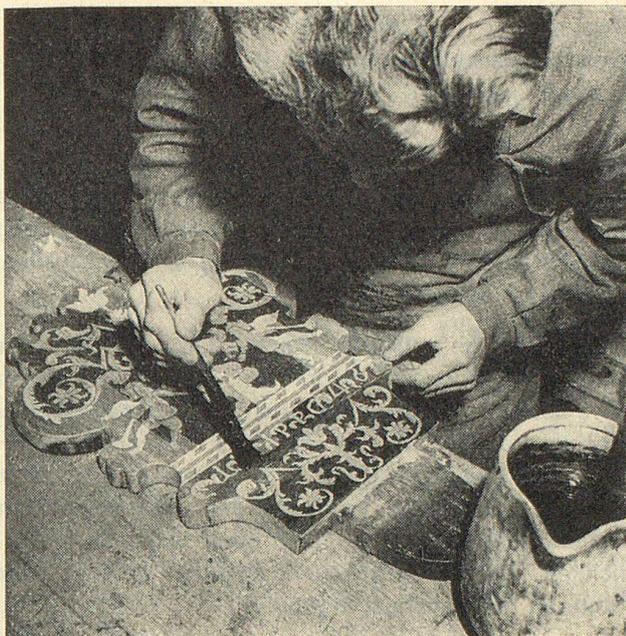
«Bei der großen Schwierigkeit und Langwierigkeit der Technik war das Gewerbe der Intarsiatoren wenig lohnend und wurde daher in Italien meist von Mönchen, gewöhnlich aber in Verbindung mit der Holzbildhauerei, betrieben.» So kann man etwa in einem Lexikon über die Kunst der «Holzmosaiken» erfahren. Mosaiken aus Stein kennt jeder unserer Leser: Farbige Plättchen werden zu Figuren, Ornamenten, ganzen Szenen aus der Sage oder Geschichte zusammengesetzt und sind heute noch an Fassaden oder im Eingang zu einem Amts- oder Schulhaus zu sehen. Wer als erster «Mosaiken aus Holz» anfertigte, ist nicht bekannt; die ersten Intarsien oder Holzeinlegearbeiten tauchen erst im 15. Jahrhundert

auf. Im Lauf der Zeit fand dieses Kunstgewerbe seinen Weg auch in die Schweiz und nach Deutschland, ja die Intarsiatur entwickelte sich nach und nach zu einer eigentlichen Modeströmung, welche recht sonderbare Blüten trieb und deren Künstler sich in komplizierten, vielfarbigem und spinnwebfeinen Konstruktionen zu überbieten trachteten.

Technisch läßt sich die Arbeit leicht erklären: Zwei dünne Holzplatten von verschiedener Farbe — zum Beispiel helles Ahorn- und dunkles Nußbaumholz — werden aufeinandergelegt und nach vorher aufgezeichneten Mustern miteinander sorgfältig ausgesägt. Die so entstandenen Zierstücke werden nun wechselseitig in die Gegenplatte eingefügt und mit ihr verleimt; auf diese Weise erscheint dieselbe Figur das eine Mal Hell auf Dunkel, im Gegenstück Dunkel auf Hell, was zur kräftigen Akzentuierung der Möbel- oder Türfüllungen beiträgt, für welche diese Intarsienplatten vorgesehen sind. Wer eines unsrer Museen durchstreift, dem kann das Staunen kommen über den Reichtum an Formen, der namentlich in Möbeln aus dem 17. und 18. Jahrhundert liegt. Für solche Feinstarbeit durfte man freilich nicht die Minuten, nicht einmal die Stunden zählen.

Um so verwunderlicher ist es eigentlich, daß heute noch im Engadin und an wenigen Orten, z. B. Trogen, Intarsieschreiner am Werke sind.

Einer von ihnen hat uns einst erzählt, wie er zu seinem zeitraubenden Gewerbe kam: Es tat ihm einfach leid, daß da und dort im Estrich oder in der Scheune eingelegte alte Stabellen, Truhen, Kästchen oder Betthäupter unaufhaltsam dem Zerfall entgegengingen, weil sie defekt geworden waren und niemand sie zu reparieren verstand. Man stellte dafür irgendein charakterloses Serienmöbel in die Stube, das man billig erstanden hatte. Da nahm er eines Tages eine zerbrochene Stuhllehne heim, die der Besitzer zum «Verscheitern» gerichtet hatte, pauste die Reste der Intarsien durch, versuchte sie in der Zeichnung



Beim Intarsieschreiner
Die Stabellenlehne wird lackiert

möglichst stilgerecht zu ergänzen, schnitt die Teile mit einem gewöhnlichen «Laubsägeli» aus und leimte dann die Stücke genau ineinander, so daß nach der Sicherung durch den auch vorher gebräuchlichen Lack kein Unterschied mehr festzustellen war und die Stabellen wieder ihren Dienst auf viele Jahre versehen konnte.

Heute ersetzt eine kleine Elektromotorsäge das einstige Laubsägeli; der Schreinermeister aber hat sich durch gründliches Studium der alten Kunst eine Fertigkeit und ein Formenverständnis erworben, das die schöne Handarbeit der Altvordern wieder aufleben läßt. Rechnet man dann noch den würzigen Duft der Arvenmöbel hinzu, in welche diese Intarsien eingesetzt werden, so könnte man wahrhaftig meinen, man habe ein Stück «echtes Bündnerland» im Haus.

Heims Zug + Heilsalbe

Antiseptische Heilsalbe zur Behandlung von schlecht heilenden Verletzungen, Schürfwunden und eiternden Wunden. Als Zugsalbe bei Eissen, Abszessen und Umlauf

Rebleuten Apotheke Gerechtigkeitsgasse 53 3000 Bern 8

Dosen zu 2.50+6.50